

Theater als ein Stück Therapie

**Das Gastspiel des Dresdner Staats-
Schauspiels mit „Meine Akte und ich“, mit
neun Dresdener Bürgerinnen und Bürgern
war bewegend, mutig und authentisch.**

Von Wolfram Frommlet

RAVENSBURG – Vordergründig ein Theater-
Abend. Ein Bühnenbild, in dem sechs Männer
und drei Frauen agieren, Stimmen und Musik
aus den Lautsprechern. Die neun Menschen
agieren in einer Struktur, einer Dramaturgie, sie
verhandeln, was jedem Drama eigen ist, in zahl-
losen Varianten – eine gesellschaftliche Epoche,
menschliche Schicksale. Und doch ist fast alles
anders an diesem Abend und das ist in dieser
Form faszinierend und in der Wirkung auf das
Publikum nachhaltig.

Vordergründig Dokudrama, wie es Peter Weiss
und Rolf Hochhuth über die westdeutsche Nach-
kriegsgeschichte geschrieben haben: die Fakten,
das benutzte Material, die Personen sind histo-
risch verbrieft, und literarisch, nach dramatischen
Prinzipien be- und verarbeitet.

Historisch verbrieft auch in dem Experiment des
Staatsschauspiels Dresden das Material, die
Personen, die Orte. Stasi-Akten, 600 Seiten und
mehr; die Gefängnisse für die politischen Gefan-
genen, das Ministerium für Staatssicherheit. Und
die Menschen in den und hinter den Akten. Doch
es gibt keine literarischen Kriterien eines Autors.
Die Autoren sind die neun Menschen auf der
Bühne, die Sprache ist die ihre, unpoliert, mit

dem jeweiligen Dialektflair, mit dem je eigenen Gestus. Das macht sie so überzeugend, weil sie nicht, wie Laiendarsteller so oft, mit einer „literarischen“ Sprache kämpfen. Es gibt keine Schauspieler, und somit keine erlernten Rollen. Denn das, was diese neun Dresdener auf der Bühne verhandeln, hat mit „Spiel“ nichts zu tun. Da gibt es keine Rollendistanz, sondern den Versuch, heraus zu finden, ob sie in diesem Stasisystem eine Rolle spielten und für wen, ob sie in Rollen gezwängt wurden, die sie sukzessive akzeptierten, je stärker der Herrschaftsapparat wurde. Ob sie, alle beschädigt durch das System, als Spitzel wie als Bespitzelte, aber als veränderte, noch oder wieder eine Identität haben. Noch immer, nach zahllosen Gastspielen auch im Ausland, spürt man, dass dies kein Lientheater ist über eine gruselige DDR, sondern tiefer Ernst. Deshalb auch nicht die bei Laien überzogenen Gesten, der falsche theatrale Ton, das aufgesetzte Pathos.

Jeder Abend ist ein Stück Bewältigung

Noch immer ist jeder Auftritt „ein Stück Therapie, denn dieses Trauma wird man nie ganz los“, sagt einer der Akteure nach der Vorstellung. Ein Ort, über die Ängste, das Misstrauen, das sich in alle Beziehungen einnistete, zu reden und so die eigene Akte irgendwann loszuwerden, beschreibt ein anderer die Wirkung dieses Theaterexperimentes. Mit den Tränen kämpft jener Akteur, der zum Stasi-Spitzel wurde und dies auf der Bühne mit sich selbst verhandelt, in einer schmerzlich-

en Offenheit, die einen tief berührt. Besser, er tue dies jetzt, als dass seine Kinder, seine Freunde die Wahrheit nach seinem Tod erst erführen. Wer aus den braunen Spitzel-Brigaden, die Nachbarn und Kollegen denunzierten, bis ins KZ, hat in Westdeutschland jemals ein solches Bekenntnis gewagt? Und welches Theater? Ohne Pause, die die Spannung zerstören würde, diesen leisen, manchmal leider anstrengend leisen Annäherungen an Biografien zu folgen, die für einen erheblichen Teil der ehemaligen DDR stehen, war ergreifend, bewegend, wie Theater selten ist. Und selten authentisch.

Die Verführungen sind raffiniert

Beklemmend, über die Biografien auf der Bühne zu begreifen, wie raffiniert eine Ideologie, ein Herrschaftsapparat Mittäter, Mitläufer, oder Aufsteiger produziert (das kann jede politische Karriere sein, ebenso eine wirtschaftliche oder religiöse): die kleinen Freiheiten und Privilegien. Als Musiker im Westen auftreten zu dürfen, ein Studienplatz, oder die Mutter, die sich nach der Rente in den Westen absetzte, besuchen zu dürfen. Man muss ja nichts Bedenkliches über andere berichten. Oder die Hoffnungen, die doch berechtigt waren – dass es einen anderen Sozialismus geben muss, einen mit Solidarität und Gerechtigkeit. Dass er reformierbar ist, da war doch die Perestroika.

Beklemmend auch zu erfahren, wie oft gerade die einen verrietten, beschnüffelten, die man für integer gehalten hatte und vor der Stasi gewarnt

hatte. An diesen zerrissenen, gebrochenen und so mühsam wieder zusammen geflickten, in Teilen wohl völlig erneuerten deutschen Biografien teilhaben zu dürfen, ist das große Verdienst des Regisseurs Clemens Bechtel und der Dramaturgin Julia Weinreich. Sie brachten die neun „Selbst-Darsteller“ dazu, ihre Akten in einem sensiblen Gruppenprozess zu öffnen, in sich hinein zu horchen, und sie ermutigten sie, unter höchst sensibler Moderation und Regie, ihren Prozess der Aufarbeitung, der Bewältigung, als Akt der Befreiung, auch für andere öffentlich zu machen. Als Warnung auch, wie die Akteure nach der Vorstellung im Gespräch sagten: „Was lassen wir uns alles heute bieten? NSA, die Auswertung unserer Daten in allen Bereichen!“ Und „Heute erziehe ich Kinder, die lernen sollen, auch mal nein zu sagen“. „Wir haben gelernt, unsere Ängste gemeinsam zu überwinden.“ Eine überragende Leistung. Und ein großartiges theatrales Geschichtsprojekt, „Parallel Lives“, in dem mit „Geschichte von unten“ in fünf weiteren ost-europäischen Ländern die Grauen der ehemaligen Geheimdienste aufarbeiten und sich in Gastspielen austauschen, Deutschland, Slowenien, Tschechien, Ungarn, Polen, Rumänien. Ein Dank den Ravensburger „Brückenbauern“, die das Stück hierher brachten.
